

*Dr. Adolph Frey, Vorstand, der deutschen
Gesellschaft für ethische Kultur,
in Leipzig*

Die Stellung der Frau in der Gegenwart.

Von

Gily von Gilychi.

Vortrag gehalten in der Abteilung Berlin der deutschen Gesellschaft
für ethische Kultur, in der Arbeiterbildungsschule zu Berlin
und in der Leipziger Gesellschaft für ethische Kultur.



A80-3643

Berlin 1895.

Ferd. Dümmers Verlagsbuchhandlung.

Preis 30 Pf.

Wenn die Geschichte von einer großen Zeit berichtet, so versteht sie darunter eine Zeit großer Errungenschaften. Jede darauf folgende Periode wird geringschätzig als die Zeit des Epigontums bezeichnet, jede vorausgehende als eine krankhafte Zeit des Übergangs. Mir scheint diese Auffassung nicht die richtige zu sein; das Epigontum zwar zeugt meist von geringer Lebenskraft, die Zeit des Übergangs aber birgt alle Keime kräftiger Entwicklung in sich. Zweifel tauchen auf an der Richtigkeit dessen, was wir von der Vergangenheit übernommen haben; Fragen werden laut, deren Lösung immer dringender gefordert wird: das aber sind keine Symptome eines krankhaften Zustandes. Das Aufsteigen von Fragen, das Lautwerden von Zweifeln ist ein Zeichen kräftigen Jünglingsalters, ein Beweis geistiger Gesundheit. Darum ist auch unsere Zeit, die so viele Fragen stellt, eine gesunde. Der moderne Mensch, der mitten im Strome der Gegenwart steht, macht, je mehr er sich von ihm tragen läßt, einen Reinigungsprozeß durch: der Wust alter Überlieferungen fällt von ihm ab. Alle Fragen, die sich ihm aufdrängen, scheinen schon den Keim der Lösung in sich zu tragen.

Als in Amerika die Frage zuerst auftauchte: „Ist es recht, daß der Schwarze Sklave ist, und der Weiße Herr?“ lag schon das dämmernde Bewußtsein in ihr ausgedrückt; daß ein weiterer Begriff der Gerechtigkeit als bisher zur Geltung kommen müsse. Man lachte zwar über die ersten Verteidiger der Menschenrechte der Schwarzen, aber nach und nach wurden immer mehr Herzen für das Gute gewonnen. — Die Frauenfrage — eine jener brennenden Fragen der Gegen-

wart — hat dasselbe Schicksal. Dieselbe Gerechtigkeit, welche die Befreiung des Sklaven forderte, fordert heute die Befreiung der Frau.

Die Erkenntnis dieser Forderung dringt in immer weitere Kreise ein. „Not lehrt beten“, sagt ein altes Sprichwort. „Not lehrt denken“, möchte ich in diesem Falle sagen. Der Boden, auf dem die Frau jahrhundertlang sicher stand, von dem aus sie ihre Welt, die Welt des Hauses beherrschte, ist ihr unter den Füßen weggezogen worden. Ihre Stellung wurde in der Vergangenheit durch die Thätigkeit bestimmt, welche ihr oblag: sie kochte, buk und wusch nicht nur, sie spann, webte und nähte den Bedarf an Wäsche und Kleidung für den ganzen Hausstand, sie kochte Seife, zog Lichte — kurz, sie war auf ihrem Gebiet so vielseitig, wie Lionardo da Vinci auf dem seinen. Ihr Leben war ausgefüllt; sie hatte jene Heiterkeit im Wesen, jene Sicherheit im Auftreten, welche nur den Menschen eigen ist, die sich ihres Wertes, ihrer wohl angewandten Kräfte, in gewissem Sinne sogar ihrer Unentbehrlichkeit bewußt sind. Die Fortschritte der Industrie erschütterten ihre Stellung, sie rissen ihr die Arbeit aus den Händen, wie sie dem Handwerk den berühmten „goldenen Boden“ entzogen haben. Diese unblutige, mit der Gewalt eines Naturgesetzes wirkende Revolution hat mehr Elend zur Folge gehabt, als alle blutigen Revolutionen bisher.

In der Politik des Aristoteles heißt es, daß, wenn das Weberschiffchen von selbst zwischen Zettel und Eintrag hin und her liefe, keine Menschenhände mehr nötig sein würden. Heute läuft das Weberschiffchen von selbst hin und her, aber käme der weise Grieche wieder, er würde schaudern vor der Not, welche von diesem Wunder gezeitigt worden ist. „Die züchtige Hausfrau“, von der noch Schiller singt, ist für Tausende und Abertausende unserer Schwestern zur frommen Sage geworden. Und so hat sich die Stellung der Frau unter dem Einfluß der äußeren Verhältnisse vollständig verändert.

Die Industrie bemächtigte sich mehr und mehr all der

Arbeitszweige, die ein Privilegium jeder Hausfrau waren und ihr Leben, wie ihren Gedankenkreis ausfüllten. Sie schuf auf der einen Seite eine kleine Anzahl Frauen, die in der Lage sind, ein Leben des Genusses zu führen, das nur wenige dauernd befriedigt, und auf der andern Seite brachte sie jene Millionen weiblicher Wesen hervor, die, sei es durch körperliche, sei es durch geistige Arbeit, in Reih und Glied mit den Männern um ihr Dasein kämpfen. Viele Mütter aus den sogenannten höheren Ständen, die selbst in guter Lage sind und an eine sorglose Jugend zurückdenken, sehen angstvoll ihre Töchter einer ungewissen Zukunft entgegengehen und bemühen sich, ihnen eine Ausbildung zu verschaffen, die es ihnen möglich machen kann, einmal auf eigenen Füßen zu stehen. Menschen, die sonst vor allem, was man im modernen Leben „Bewegung“ nennt, ängstlich zurückschrecken, fangen an, sich für die Frauenbewegung zu interessieren, soweit sie sich die Eröffnung neuer Berufe für die Frau zum Ziel setzt. Der Hauptinhalt der deutschen bürgerlichen Frauenbewegung ist bisher der Kampf um dieses Ziel gewesen. Sie steht dadurch im Gegensatz zu der Frauenbewegung in England und Amerika. Wohl hat auch dort die Not denken gelehrt, aber es war nicht nur der Hunger, der die Frauen mit seinen Geißelstößen vorwärts trieb; in ihren Herzen waren jene Gefühle erwacht, welche die Menschen zu Helden und Märtyrern machen: Menschenliebe und Gerechtigkeit. Menschenliebe — nicht Familien-, nicht Klassenliebe, aber auch nicht Liebe zu den Menschen weiblichen Geschlechts allein. Gerechtigkeit — nicht jene Gerechtigkeit, die in den Gesetzbüchern steht, sondern eine Gerechtigkeit, die erst für die kommende Menschheit zum Gesetz werden soll. Unter der Fahne, die diese Aufschrift trug, haben unsere Schwestern über dem Wasser große Siege errungen, während wir — nichts erreicht haben. Wir haben weder vom Staate anerkannte weibliche Ärzte, noch weibliche Fabrikinspektoren, von weiblichen Richtern, Stadtverordneten, Bürgermeistern, Schulräten u. s. w. gar nicht zu reden. Der

gute deutsche Bürger schaudert vor dem Gedanken daran, weil er meist gar nicht weiß, daß weibliche Beamte in anderen Ländern nicht nur keinen Anstoß erregen, sondern sich sehr bewährt haben. Seiner Unwissenheit, die sich hinter wahren Dovepanzern von Vorurteilen so sicher verkriecht, können wir das vielleicht zu Gute halten. Er will nichts sehen, was ihn beunruhigen, oder ihn an Umsturz der „guten, alten Sitten“ erinnern könnte. Aber fast unglaublich erscheint es, wenn ein Mann, der offenen Auges um sich sieht, den sein warmes Herz und sein klarer Blick zu einem Führer derer gemacht hat, die für Freiheit und Gerechtigkeit kämpfen, die Sache der Frauen angreift. G. Ferrero, ein junger italienischer Gelehrter, der sich nicht nur als Mitarbeiter und Freund des berühmten Forschers Lombroso in der wissenschaftlichen Welt, sondern auch als Führer der jungen Sozialisten Italiens in der politischen Welt einen Namen gemacht hat, schreibt folgendermaßen über die Frauenfrage:

„Wie es ein Naturgesetz ist, daß der Mann arbeitet und kämpft um sein Dasein, so ist es ein Naturgesetz, daß die Frau nicht arbeiten und nicht in den Kampf ums Dasein eintreten sollte. Die Biologie zeigt uns klar, daß die psychologische Fortentwicklung einer Art abhängt von der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, denn in direktem Verhältnis damit steht die Lebensdauer. Die Ehe ist bei den höheren Geschöpfen eine vollendete Form der Arbeitsteilung und des gegenseitigen Zusammenwirkens der Geschlechter. Während der Brutzeit der Vögel sorgt das Männchen vollständig für sein brütendes Weibchen. Zu anderen Zeiten sind die Funktionen des Weibchens beim Suchen der Nahrung bloßes Hülfsmittel. Ähnlich ist es beim Löwen und bei der Hyäne. Die fürchterliche Arbeitsverrichtung, die der Frau bei den wilden Völkern zufällt, ist bloß eine vorübergehende Phase in der Entwicklung dieser Stämme, eine sehr gefährliche Verirrung, hervorgerufen durch die maßlose Selbstsucht des Mannes, die aber unmöglich lange währen kann. Die Völkerstämme, bei denen die Frau die Sklavin des Mannes ist, sind in dem wilden Zustand geblieben und haben kaum eine Art von Fortschritt gemacht. Bei den zivilisierten Nationen ist die Frauenarbeit nicht notwendig zur Erzeugung von Wohlstand. Der Mann allein kann das thun, Frauenarbeit bewirkt nur eine Herabsetzung des Marktwertes der Männerarbeit; denn wo die Frau in Fabriken arbeitet, da suchen

überall, namentlich aber in Europa, Scharen von Männern vergeblich nach Beschäftigung; und für diese ist Arbeitseinstellung ein oft wiederkehrendes und schreckliches Übel. Das beweist, daß sogar von soziologischen Gesichtspunkten aus, die Frauenarbeit eine pathologische Erscheinung ist. Die Statistik zeigt uns ein Wachsen der Sterblichkeitsziffer bei Frauen und Kindern in den Ländern, in denen die Industrie die Mütter in ihre Reihen gezwungen hat. Eine vollkommene Frau soll ein Meisterwerk von Anmut und Feinheit sein, und zu diesem Ende muß sie der Arbeit enthoben sein. Die arbeitende Frau wird häßlich und verliert ihre charakteristischen weiblichen Eigenschaften. Weibliche Anmut und die Liebe, welche die Männer einer schönen Frau entgegenbringen, sind vielleicht der Ursprung der Vaterliebe und all der andern süßen und zärtlichen Gefühle gewesen, deren das männliche Individuum fähig ist. Anmut und Grazie ist die ästhetische Seite der Schwäche. Die Frau genießt mehr als der Mann die Wohlthaten der Zivilisation, zu der er niemals von selbst in höherem Grade hätte gelangen können. . . . Der Mann arbeitet und schafft heute gerade so, wie er es vor Alters that; und es ist nichts Abnormes in dieser Thatsache, denn es ist das seine positive Pflicht. Was für ein Gewinn aber kann dabei herauskommen, wenn die Frau an dem Kampfe des Mannes um die Existenz teilnimmt, sie, die nur darauf zu warten haben sollte, daß er ihr die Früchte seiner Arbeit zu Füßen legt? Ich kann es nicht verstehen, warum die Frage des weiblichen Stimmrechts so die öffentliche Meinung erregen kann. Es ist gänzlich nutz- und zwecklos für sie. Wenn ihr Gatte nur jeden Nerv anstrengt, um sie mit allem Komfort des Lebens zu umgeben, wird er gewiß nicht nachlässig in der Verteidigung jener Interessen sein, die identisch mit denen seiner Familie sind.“

Dieser seltsame Sozialist, der übrigens in Professor Herzka, dem Veranstalter der Freilandexpedition, einen Gesinnungsgenossen hat, erkennt zwar die Stellung der Frau in der heutigen Gesellschaft, aber er will sie nicht aus ihrer unwürdigen Lage befreien, um sie emporzuheben, sondern um sie nur noch tiefer hinabzudrücken. Das Haremsleben erscheint ihm als das Ideal des Frauenlebens und die Frau hat nach ihm nur die Bestimmung, des Mannes Augenweide und eine Fortpflanzungsmaschine zu sein. Es fällt ihm nicht ein, daß die Frau in erster Linie ein selbständiges Wesen ist und daß man sie zuerst hören muß, wenn es sich um eine Neugestaltung ihres Lebens handelt.

Zweifellos bewirkt, wie er sagt, Frauenarbeit eine Herabsetzung des Marktwertes der Männerarbeit, daraus folgt aber nicht, daß man den Frauen das Arbeiten verbieten, sondern daß für gleiche Arbeit gleicher Lohn gefordert werden soll, und die Arbeiterinnen sich zur Erreichung dieses Zieles zu festen Organisationen zusammenschließen müssen. In Deutschland sind $33\frac{1}{3}$ % aller in Fabriken beschäftigten Personen Frauen.

Der Direktorial-Assistent am Statistischen Amt der Stadt Berlin Dr. E. Hirschberg hat über eine Statistik der Arbeitslosen in den „Blättern für soziale Praxis“ bemerkenswerte Angaben gemacht. Darnach haben sich noch für den 1. Oktober 1894, allerdings nach nur vorläufigen Ermittlungen, ergeben, daß die Zahl der beschäftigten männlichen Arbeiter gegen den Stand vor Jahresfrist um mehr als 4000 zurückgegangen war, während die Arbeiterinnen um mehr als 6000 vermehrt erschienen.

Dem früheren englischen Minister Lord Ashley sagte ein Fabrikant, daß er mit Vorliebe Frauen und zwar kinderreiche Familienmütter anstelle, weil sie um jeden Preis arbeiteten und um ihrer Kinder willen alle Kräfte bis zur höchsten Grenze einsetzten. Überall sind unentwickelte Mädchen und werdende Mütter oder arme Frauen, die eben geboren haben, gezwungen, den Konkurrenzkampf mit dem Manne aufzunehmen.

Für welche Hungerlöhne das „schwache Weib“ arbeiten muß, mögen einige Angaben beweisen. In einer Königsberger Zündholzfabrik verdient eine geübte Arbeiterin im günstigsten Fall 4 bis 5 Mark pro Woche. In einer großen Kieler Wasch- und Blättanfstalt bekommen die Arbeiterinnen wöchentlich bei 18 stündiger täglicher Arbeitszeit 5 bis 12 Mark ohne Beköstigung, oder 1 bis 4 Mark mit Beköstigung. In einer Mannheimer Wollfabrik bekam laut Lohnzettel eine 17jährige Arbeiterin 24 Pfennig pro Tag. Noch schlimmer sind die Verhältnisse in der Hausindustrie. In dumpfen Räumen schläft, wohnt, ißt und arbeitet häufig die ganze Familie. Die Tabak-

arbeiterinnen verdienen z. B. in Oppeln 5 Mark pro Woche. Die oberfränkischen Korbflechterinnen bringen es bis auf 40 Pf. pro Tag. Das liebeliche Thüringer Land, das dem großstädtischen Sommerfrischler wie ein Paradies erscheint, birgt die furchtbarsten Höllen der Hausindustrie. Bei 18- bis 20-stündiger täglicher Arbeitszeit bekommen die Puppen-Berrücken-Arbeiterinnen 3,50 bis 4,50 Mark, die Schachtelmacherinnen 3 Mark, die Eisenacher Kortschneider-Familien 5 bis höchstens 8 Mark wöchentlich.

Diese Zahlen ließen sich bis ins Unendliche vermehren. Jedes Stück unserer Kleidung, von der Leinwand an bis zu dem Seidenkleid, von den Nägeln unserer Stiefel bis zu dem feinen Leder unserer Handschuhe könnte von hohlhängigen, müden Frauen, von blassen, um ihre Jugend betrogenen Mädchen qualvolle Leidensgeschichten erzählen. Der hohe Spiegel, der das Bildnis der schönen, glücklichen Frau wiederstrahlt, hat vielleicht ein keimendes Leben vernichtet, denn nichts wirkt tödlicher darauf, als das Quecksilber, mit dem die Arbeiterin ihn belegt hat. Um die Sammtbezüge unserer Möbel herzustellen, haben Frauen in der Schwindsuchtatmosphäre stauberfüllter Fabrikräume athemlos an den arbeitenden Maschinen hin- und herlaufen müssen, das Messer in der Hand, mit dem sie die Fäden durchschneiden. Je schneller sie laufen, je hastiger sie die Millionen in der Luft schwebenden Fädchen einatmen, desto mehr schaffen sie, desto höher ist der Verdienst.

Und der Damast, der die Tafel der Reichen deckt — Leopold Jakoby singt von ihm:

Wie das Herz gehet bei einem Fieberkranken,
So schlägt der Webstuhl
Und fliegt das Schifflein durch.
Aber auf der Spule ist der Hunger aufgewickelt
Und der wird hineingewebt
In die glänzenden Zeuge.
In dem Saal,

Wo die Kerzen hell schimmern
Und die seidnen Gewänder knistern und rauschen,
Da klingt der Reigen,
Und die jungen Gesichter strahlen
Fröhlich vom Tanz.
Und sie setzen sich Paar an Paar
Mit munterem Lachen
Zum schimmernden Mahle nieder,
Und die Pfropfen knallen und die Gläser klingen.
Aber auf das glänzende Gewebe dort fällt mein Blick,
Und daraus hervor grauenhaft
Das Geipenst des Hungers grinst mich an
Über den Tisch.

Zweifellos zeigt die Statistik, wie Ferrero sagt, ein Wachsen der Sterblichkeitsziffer der in Fabriken thätigen Frauen und ihrer Kinder. Miß Mary Abraham, eine der ersten weiblichen Fabrikinspektoren Englands, berichtet, daß z. B. in einer Bleiweißfabrik auf 23 Todesfälle durch Bleivergiftung 22 Frauen und nur 1 Mann kamen. Die Tabakarbeiterinnen, deren durchschnittlich höchstes Lebensalter 30 Jahr beträgt, erkranken fast alle an Nikotinvergiftung. Fehlgeburten kommen unter ihnen sehr häufig vor. Trotz dieser anerkannt für Frauen besonders gefährlichen Industrie zählte man bereits im Jahre 1875 in Deutschland 34 000 darin beschäftigte Arbeiterinnen. Dr. Eduard Reich giebt schon im Jahre 1858 Daten über die Kindersterblichkeit unter der arbeitenden Bevölkerung in Manchester an, wo von 21 000 Kindern 20 700 vor dem 5. Lebensjahre starben. Dr. Agnes Bluhm, die verdienstvolle junge Berliner Ärztin, berichtet, daß in den höheren Ständen 8,9, in den Arbeiterständen 30,5 Prozent Kinder im Säuglingsalter sterben. Der französische Arzt, Dr. Chapin, hat ganz recht, wenn er meint: auf jedem der kleinen Särge müßte geschrieben stehen: „Gemordet durch Armut und Unwissenheit.“

Folgt nun aber aus diesen furchtbaren Zuständen, die

ich nur andeuten konnte, daß die eine Hälfte der Menschheit sich das Recht nehmen soll, die andere zur Unthätigkeit zu verdammen? Gewiß nicht! Denn das dem Arbeits- und Gedankenkreis seiner vier Pfähle entwachsene weibliche Geschlecht läßt sich nicht mehr hinter die Gitterfenster türkischer Serail einsperren. Es verlangt nach Selbständigkeit — materieller, wie geistiger. Es will nicht nur um der künftigen Generation willen von dem Frohdienst sich befreien, den unsere wirtschaftlichen Verhältnisse bedingt haben, es will um seiner selbst willen und um der Menschheit willen der geistigen Güter ebenso teilhaftig werden wie der Mann und die Verantwortlichkeit für die Wohlfahrt des Staates ebenso tragen wie er.

Vor Zeiten hat man Arbeit, besonders harte, körperliche Arbeit, für eines freien Menschen unwürdig erklärt; heute sind wir dieser barbarischen Anschauung entwachsen und wissen, daß Faulheit schändet und Arbeit ehrt. Aber wir empfinden die Arbeit häufig als eine Last. Daran ist jedoch weder die Arbeit schuld, noch der Mensch, der von Natur ein thätiges Wesen ist, sondern die gesellschaftliche Organisation, unter der die Frauen am meisten zu leiden haben. Sie sind rechtlos vor dem Gesetz, rechtlos als Staatsbürger, denn unsere Gesetze und unsere Verfassung beruhen noch auf der alten Meinung, daß der Mann der Ernährer und Erhalter der Familie ist, während unsere wirtschaftliche Entwicklung sie längst Lügen straft. Nach der Berufsstatistik vom Jahre 1882 sind 5 000 000 deutscher Frauen auf ihren Erwerb angewiesen, eine Zahl, die der Wirklichkeit sicher nicht mehr entspricht.

Aus den einzelnen Zweigen der Frauenthätigkeit möchte ich noch an den der weiblichen Handelsangestellten erinnern. Sie sind häufig weit schlimmer daran, als die Fabrikarbeiterinnen, weil der gesetzliche Schutz, den der Staat ihnen angedeihen läßt, fast gleich Null ist. 10, 12, ja 15 Stunden müssen sie stehend im Geschäft verbringen, sie haben keine ruhige Mittags-

stunde, und wenn sie früh gealtert und infolge treuer Pflichterfüllung krank sind, setzt man sie vor die Thüre — die Kunden wollen ja hübsche, frische Gesichter sehen!

Die große Masse der Frauen, die für unsere Kleidung, für unsere täglichen Bedürfnisse arbeiten, habe ich nur in einzelnen ihrer Arbeitszweige schildern können. Erinnern will ich nur noch an die Zahl derer, die als Landarbeiterinnen und als Dienstboten für unseres Leibes Nahrung und Notdurft sorgen. Sie werden dafür entlohnt, sagt man. O, gewiß — und so glänzend, daß sie im Alter sich mit den paar ersparten Groschen mühsam durchschlagen, oder der beneidenswerten Pflege der Armenverwaltungen anheimfallen!

Der in seinem Sorgenstuhl bei einem Schälchen Kaffee und einer wohlgesinnten Zeitung friedfertig ruhende Philister liest wohl zuweilen von den Frauen des Proletariats, die sich in Lohnkämpfe mischen, oder gar politische Reden halten. Entrüstet schiebt er die Zipfelmütze zurecht und ruft pathetisch: „Wie unweiblich! Die Frau gehört ins Haus!“

Währenddessen sitzt sein Töchterlein auf der Schulbank und lauscht mit mehr oder weniger Aufmerksamkeit der — Frau, die ins Haus gehört, der Frau, die für die geistige Entwicklung unserer Töchter ihre besten Kräfte einsetzt. Sie rechnet sich nicht zu den Proletarier-Frauen, sie ist vielleicht eine Geheimrats- oder Offizierstochter, sie hat einen Bruder Lieutenant oder Studiosus, für den sie arbeitet und entbehrt, um ihm den nötigen Zuschuß zu seiner standesgemäßen Laufbahn gewähren zu können. In Anbetracht ihres Lohnes, oder wie es großartig heißt, ihres Gehalts, ist sie aber eine Proletarierin. Der Anfangsgehalt einer Lehrerin beträgt in der Reichshauptstadt 1200 Mark jährlich. Den Maximalgehalt von 2200 Mark erreicht eine Lehrerin, wenn sie 18 Jahre im Dienst ist — der Maximalgehalt des Lehrers beträgt dagegen 3800 Mark. Eine Berliner Volksschullehrerin braucht bei den bescheidensten Ansprüchen circa 1900 Mark jährlich. Was soll sie thun, wenn sie nur 1200 bekommt? Sie giebt Privat-

stunden, sie läuft von Haus zu Haus, sie kommt Abends tommüde heim, um mit dem letzten Rest ihrer Kraft die Hefte zu corrigieren und sich für den nächsten Tag vorzubereiten. Und Stadt und Staat lassen es geschehen, daß ihr kostbarstes Besitztum, ihre Kinder, geistig und körperlich abgespannten Frauen anvertraut werden. Es sollte eine ihrer vornehmsten Sorgen sein, daß die männlichen und weiblichen Erzieher des Volkes die Begeisterung für ihren Beruf nicht im Kampf ums tägliche Brot verlieren, daß sie stets mit voller Geistesfrische das Neue auf dem Gebiet geistigen Schaffens in sich aufzunehmen und zu verarbeiten vermögen; denn nur solche Menschen, die auf der Höhe ihrer Zeit stehen, sind berufen, der jungen Generation die Wege zu weisen, die zu den Höhen der Zukunft führen.

Die deutsche Lehrerin kämpft, wie die Arbeiterin, für ihre gerechten Forderungen. Nur daß sie schüchterner ist und weniger organisiert. Der deutsche Philister ist deshalb ihr gegenüber etwas duldsamer. Greift sie jedoch nach seinem Säckel, so schlägt er die gewohnte Tonart an: „O, diese Begehrlichkeit! Dieser Mangel an weiblicher Bescheidenheit! Die Frau gehört ins Haus! Da wird sie schon auskommen!“

Nur bei einer Klasse von Frauen ist er's zufrieden, daß sie der Öffentlichkeit angehört; es ist die Klasse, die ihn amüsiert. Sein Töchterlein möchte der sittenstrengen Herr am liebsten hinter Schloß und Riegel erziehen und ihr die Wände des Gefängnisses mit Ammenmärchenbildern bekleben; das junge Mädchen aber, das im Circus seine nur durch Seidenfäden spärlich bedeckten Glieder den lusternen Blicken des Publikums preisgiebt, mahnt ihn nicht an seine strengen Grundsätze. Er besingt in allen Tönen das „schöne, schwache Geschlecht“ und ist voll zarter Rücksicht, wenn es gilt, die Frau vor dem Ergreifen „männlicher“ Berufe zu schützen, vor der Akrobatin aber, oder der Seiltänzerin läßt ihn seine strenge Logik im Stich. Die Frau auf der Rednertribüne flößt ihm Grauen ein; die Sängerin und die Schauspielerin

auf der Bühne reißt ihn zu lautem Entusiasmus hin. Und doch hat auch die bewunderte Künstlerin eins mit der Arbeiterin und Lehrerin gemeinsam: den geringen Lohn, oder, wie es hier heißt, die Gage. Mit Ausnahme der großen Künstlerinnen sind alle im Circus oder im Theater auftretenden Frauen so schlecht gestellt, daß sie ihr Leben und die Toiletten, die von ihnen verlangt werden, nicht von ihrer Gage bestreiten können, gar nicht zu reden von Ersparnissen, in Aussicht auf die vielen langen Zeiten der Beschäftigungslosigkeit.

Überall, wo die Frau in das öffentliche Leben tritt, wird ihre der männlichen gleichwertige Arbeit aber nicht nur geringer bezahlt, sondern auch geringer geachtet. Der Grund ist der, daß die Wandlungen im wirtschaftlichen Leben den Wandlungen der öffentlichen Meinung und des Rechtsbegriffs stets weit vorausgehen. Schon längst arbeitet die Frau außerhalb des Hauses in den verschiedensten Berufen und noch immer ruft man ihr entgegen: der einzige, wahre Beruf des Weibes ist Gattin und Mutter zu sein. Sie hat, nach der Meinung der an alten Begriffen festhaltenden Menschen, ihren Beruf verfehlt, wenn sie nicht Gattin, nicht Mutter ist; es gilt denselben Menschen als unnatürlich, wenn sie neben diesem noch einen anderen Beruf erfüllt. Unter diesen konservativen Betrachtern der Frauenfrage giebt es eine ganze Anzahl wohlmeinender, welche die heutige Stellung der Frau für unhaltbar erklären und dadurch eine Wandlung zum Bessern herbeizuführen gedenken, und die Frau wieder vollständig der Häuslichkeit zurückgeben wollen. Sie wissen nicht, daß eine Entwicklung wohl aufgehalten, niemals aber zurückgeschraubt werden kann, und daß auch das häusliche, das eheliche Leben der Gegenwart größtenteils in einem Stadium der Zerfetzung begriffen ist.

Wir haben die Frau im öffentlichen Leben betrachtet, wenden wir unsern Blick auf die Frau im häuslichen Leben. Von der Frau des Arbeiters brauche ich nicht viel zu sagen;

sie muß mitverdienen; von einer gemütbollen Häuslichkeit kann in den meisten Fällen keine Rede sein; die elenden Wohnungen machen sie vollends zur Unmöglichkeit. Eins aber pflegt die Arbeiterin vor ihren besser situierten Schwestern voraus zu haben: sie heiratet aus Liebe. Meist führen gemeinsame Arbeit, gemeinsame Interessen die Geschlechter zusammen; das Heiratsgut, das sie mit in die Ehe bringen, ist ihre Arbeitskraft. Wenn auch die mit jedem Kinde zunehmende Not häufig die Liebe ersticken mag, wie sie das einzige Kapital des Armen, die Arbeitskraft lähmt, so wage ich doch zu behaupten, daß die Proletarierehen durchschnittlich glücklicher sind, als die Ehen der anderen Gesellschaftskreise. Die Selbstbiographien aus Arbeiterkreisen, welche die „Ethische Kultur“ veröffentlicht hat und noch veröffentlichten wird, bringen rührende Beispiele hierfür. Wir sind sie ein Beweis mehr, daß zum Glück einer Ehe zwei Dinge notwendig gehören: gemeinsame Interessen und beiderseitige Selbständigkeit; zwei Dinge, welche in den Ehen der sogenannten guten Gesellschaft selten zu finden sind.

Die Mehrzahl der Mädchen aus diesen Kreisen werden für die Ehe, als ihren einzigen Beruf, erzogen; die Reize ihres Körpers, die Vorzüge ihres Geistes werden so entwickelt, und dressiert, daß sie ein möglichst dichtes Netz für den Männerfang abgeben. In der ersten Jugend wird das Mädchen von der jungen Männerwelt hermetisch abgeschlossen. Sie erscheint ihr dadurch in geheimnisvollem, interessantem Licht; ihre Neugierde und ihre Sinnlichkeit werden angefeuert, noch unterstützt durch rührselige Backfischgeschichten. Das ganze Gebiet des Geschlechtslebens, in das jede Mutter ihre Tochter einzuweihen die Pflicht hat, wird sorgfältig vor ihr verhüllt auf Umwegen, durch Schulfreundinnen, Diensthöten, Zeitungen und heimlich gelesene Romane verschafft sie sich Aufklärung. In ihrer erhitzen Phantasie verbindet sich der Gedanke an die natürlichen Beziehungen der Geschlechter zu einander, mit dem Gedanken an Schande zu dem Gesamtbegriff der pikanten

Sünde. Da die Schule und die Familie dem empfänglichen Geiste des jungen Mädchens keinen Inhalt giebt, und nur der Dilettantismus auf allen Gebieten für vereinbar erklärt wird mit den Geboten der Weiblichkeit, dreht sich das Denken und Fühlen des Mädchens um den einzigen Mittelpunkt: Heiraten! Sie sieht, mit welch' sauer süßem Lächeln die alte Jungfer in der Familie begrüßt wird; sie hört, mit welch' schmerzlichem Bedauern man von der und jener spricht, die noch immer keinen Mann hat, wie glücklich die Mutter gepriesen wird, deren Tochter „versorgt“ ist. Und nun naht der große Moment: sie tritt in die Welt. Mit Blumen geschmückt, mit entblößtem Hals führt man sie von Fest zu Fest. Sie darf nicht allein mit einem jungen Herren auf der Straße gehen, sie darf sich nicht in eine lange Unterhaltung mit ihm einlassen, aber sie darf eng aneinander geschmiegt mit jedem fremden Menschen bei rauschender Musik durch den Saal fliegen. Und wenn irgend einer der hundert Arme, die sie umschlungen hielten, sie festhalten will fürs Leben, so jauchzt sie auf: denn nun hat sie einen Mann. Sie weiß nichts von ihm, er nichts von ihr; ist er reich und sie arm, so begehrt er ihre Jugend und Schönheit; ist sie reich und er arm, so begehrt er ihr Vermögen; nach den geistigen Bedürfnissen, nach der Harmonie der Seelen haben beide nicht gefragt. Die Kirche segnet den Bund, indem sie sich auf das Wort des alten Testaments beruft: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ Auf das neue Testament könnte sie sich nicht berufen, denn dort heißt es: „Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre.“ Um die Stellung der Frau in der Ehe von Anfang an zu kennzeichnen, wird ihr in der Trauungsformel die Frage vorgelegt: „Willst du ihm unterthan sein in dem Herrn?“ Eine Frage, die sich an die Forderung des Apostels Paulus anlehnt: „Einem Weibe gestatte man nicht, daß sie erziehe oder lehre, sonderu sie gehorche, diene und sei stille.“

„Sie gehorche, diene und sei stille“ — das ist der Pflicht-

und Glaubenssatz, der ihr eingeprägt wird, mit dem sie sich und ihre Habe dem Gebieter übergiebt. Es ist deine Pflicht, tönt es ihr von allen Seiten entgegen, allein für das Behagen deines Gatten zu sorgen; es ist deine Pflicht, ihm jederzeit zu Willen zu sein, es ist deine Pflicht, dich ihm unterzuordnen. Und welche Pflichten hat der Mann?! — Er soll der Ernährer der Familie sein; er soll die Frau dafür bezahlen, daß sie ihm Suppe kocht, Strümpfe stopft und Kinder gebiert. In zahllosen Ehen erniedrigt sich die Frau selbst so sehr, daß sie dem Gatten für den Lebensunterhalt, den er ihr verschafft, ein recht geringes Äquivalent bietet. Sie verwaltet weder den Haushalt, noch erzieht sie die Kinder, noch erwirbt sie durch eigene Arbeit ihren persönlichen Lebensunterhalt. In anderen Ehen lebt der Mann von ihrem Vermögen, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen; wie er sich sehr häufig vorher kein Gewissen daraus machte, „aus Mangel an Damenbekanntschaft“ durch die Zeitungen eine reiche Frau zu suchen.

Man hat mir häufig versichert, Ehen, wie die von mir geschilderten seien oft ganz glückliche. Ich bezweifle es, und kann diejenigen nur aufs Tiefste beklagen, die das Glück mit solchem Maßstab messen. Nicht aufflackernde Leidenschaft, nicht Reichthum bedingen das Eheglück, sondern die auf tiefster geistiger Harmonie, Achtung und Freundschaft gegründete Liebe. Nur solch eine Ehe hat ethischen Wert; nur in dieser Lebensluft kann die junge Generation zu einer kraftvollen, sittlich starken Trägerin der Zukunft heranwachsen. Dagegen wird kein Einspruch erhoben werden, und doch thut unsre Gesellschaft Alles, um solche Ehen zu verhindern. Nur wo Mann und Weib sich ganz frei gegenüberstehen, in allen Dingen ganz gleiche Rechte haben, die gleichwertige Bildung erringen, und die Möglichkeit freier Berufswahl beiden offen steht, ohne daß Einer vom Andern abhängig ist, können solche Ehen zur Regel, nicht zur Ausnahme werden. Die Ehe von heute ist nur zu häufig eine schlimmere Art der

Prostitution. Der Prostituierten steht es unter Umständen frei, ihr schmähtliches Gewerbe aufzugeben, die Frau muß ihrem Manne „unterthan“ bleiben, auch wenn sie ihn aus tiefster Seele verachtet.

Charles Secrétan, einer der besten Kämpfer für die Rechte der Frau, erklärte: „Ich suche vergebens ein Beispiel dafür, daß eine Klasse ihre Herrschaft wirklich und ehrlich im Interesse einer andern Klasse, oder in dem gleichmäßigen Interesse aller Klassen ausgeübt hätte.“ Jedes Vorrecht, das eine Klasse besitzt, hat überhaupt mit dem Recht nichts gemein. Die physische Stärke des Mannes hatte seine Vorrechte geschaffen und hat es möglich gemacht, daß er über das Wohl und Wehe der Hälfte der Menschheit nach seinem Belieben zu entscheiden hatte. Und zwar war er so kurz-sichtig, nicht zu sehen, wie die Hebung der Frau die Hebung der ganzen Menschheit bedeuten würde, wie ihre Erniedrigung die ganze Menschheit erniedrigt. Die Befriedigung seiner ungezügelter Begierden galt ihm mehr, als die Zukunft seiner Kinder. Jener Fabrikherr, der auf die Bitte um Lohn-erhöhung der Arbeiterin kaltblütig sagte: „gehen Sie doch auf die Straße“; jener Kaufmann, der dem neu eintretenden Ladenmädchen mit vielstimmigem Lächeln versicherte: „Sie bekommen 25 Mark monatlich, aber von 8 Uhr ab können sie machen, was sie wollen“; der Theaterdirektor, von dem die Schauspielerin erfuhr, daß ihre Gage nur deshalb so gering sei, weil ihr — Beschützer die Toiletten zu liefern habe, sie Alle weisen die Frau auf jenen Beruf hin, der ihr neben der Ehe gnädigst gestattet ist. Die Prostitution ist das einzige Privilegium der Frau. Sie darf, so lange sie minorenn ist, ohne die Einwilligung ihres Vaters nicht heiraten, aber sie darf sich preisgeben, ohne daß ihr Vater sie daran hindern kann. Sie darf, bei uns in Deutschland, nicht Medizin studieren, weil man für ihre Weiblichkeit so zärtlich besorgt ist und ihre Sittlichkeit hüten will, aber sie darf sich einen Gewerbechein verschaffen, der sie berechtigt, sich und Andere

physisch und moralisch zu Grunde zu richten. Sie darf, bei uns in Deutschland, sich an keiner öffentlichen Wahl beteiligen; aber sie darf von ihrem, durch den Verkauf ihres Körpers schmähtlich erworbenen Geld Abgaben zahlen und somit zur Wohlfahrt des Staates beitragen!

„Die Prostitution ist ein notwendiges Übel,“ lautet die Ausrede derer, die gern jede Diskussion darüber vermeiden wollen. Weshalb „notwendig?“ Etwa weil die Frauen sich scharenweis dazu drängen? Unter 5000 Pariser Prostituierten waren 1770 aus Not gefallen, 1680 waren verführte oder verlassene Mädchen, bleiben also nur 1550, noch nicht ein Drittel, bei denen die Ursache ihres Falles nicht bekannt ist. Auch auf diese wage ich keinen Stein zu werfen. Wer in elender Wohnung aufwächst, wer von früh bis spät hart arbeiten muß und trotzdem keinen Lebensgenuß sich dadurch erkaufen kann, wer das „gnädige Fräulein“ aus dem Borderehaus zur Karnevalszeit von Vergnügen zu Vergnügen fliegen sieht und selbst jung und hübsch ist, dessen Schuld ist weniger groß, als die Schuld der Gesellschaft, die ihm jeden andern Weg zur Freude verschlossen hat.

Oder ist die Prostitution deshalb notwendig, weil der Mann für sein Wohlergehen des Opfers zahlloser Frauen bedarf? Die Meinungen darüber sind, wie ich weiß, verschieden. Ich aber kann nicht zugeben, daß zweierlei Moral in der Menschheit durch irgend welche Gründe gerechtfertigt werden kann, daß bei der Frau das für Sünde und Schande erklärt wird, was bei dem Manne naturnotwendig sein soll; ich habe auch eine bessere Meinung vom Mann, als er vielfach von sich selber hat; ich glaube, daß das „starke“ Geschlecht seine Begierden ebenso zügeln kann, als das schwache. Wir müssen zu dem ethisch allein richtigen Standpunkt gelangen, Mann und Weib mit demselben Maße zu messen. Heute wird das gefallene Mädchen von der Polizei verfolgt und vom Staat mit dem Stempel der Schande versehen. Der Mann aber, dessen Opfer sie ist, wird geschont; er kann ungestört seinem

„Vergnügen“ nachgehen und wenn er genug daran hat, braucht er nur anzuklopfen, um ein reines Mädchen fürs Leben an sich zu fesseln. Er bleibt unangefochten in den höchsten Stellungen, er wird seiner Ehre nicht für verlustig erklärt. Ob sein Gewissen klopft, wenn er Weib und Kinder hinsiechen sieht? Ich weiß es nicht; das Gewissen nicht nur der Männer, auch der Frauen, ist nach dieser Richtung hin vielfach stumpf und stumm. Wer aber seine Stimme hört, darf nicht aus falscher Brüderlie solche Zustände durch sein Schweigen guthießen. Er muß auf Mittel und Wege sinnen, sie aus der Welt zu schaffen. Er wird vom Staat die Aufhebung der Prostitution als eines Gewerbes fordern; er wird für eine Arbeiterinnen-Schutzgesetzgebung eintreten, in welcher die Schweiz z. B. glückliche Anfänge zu verzeichnen hat. Er wird die Anstellung weiblicher Fabrik- und Handelsinspektoren fordern, er wird verlangen, daß die Universitäten den Frauen geöffnet werden, wie es mit Ausnahme der Türkei, Osterreich-Ungarns und Deutschlands überall geschehen ist; er wird den Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches, der jetzt vorliegt, einer genauen Prüfung unterziehen und im Namen des weiblichen Geschlechtes dagegen protestieren. Er wird die Erweiterung des Vereinsrechtes in Bezug auf die Frauen verlangen, damit sie selbst in der Lage sind ihre Beschwerden gemeinsam zu erörtern, und er wird schließlich einsehen, daß, selbst wenn alle seine Wünsche erfüllt werden, es nur Pflaster sind, welche eine Wunde zu- kleben, aber nicht endgültig heilen können.

Wenn die Tage der Kindheit und ersten Jugend vorüber sind, werden die Menschen für majorenn erklärt, d. h. sie erhalten das Recht der Selbstbestimmung, sie werden Herren ihrer eigenen Person und ihres Vermögens. Die Frauen werden in Wahrheit nie majorenn. Sie stehen ihr Leben lang unter männlicher Vormundschaft; sie haben nicht einmal bei der Gesetzgebung, unter der sie zu leiden haben, ein Wort mitzureden, ja sie dürfen, je nach der Handhabung unserer Vereinsgesetze, nicht einmal sagen, was ihnen fehlt. Dr. Ferrero

sagt: „Wenn ihr Gatte nur jeden Nerv anstrengt, um sie mit allem Komfort des Lebens zu umgeben, wird er gewiß nicht nachlässig in der Verteidigung jener Interessen sein, die identisch mit jenen seiner Familie sind.“ Die ganze Geschichte des weiblichen Geschlechtes widerspricht diesem Satz; denn der Mann ist thatsächlich, wie die überall ins Auge springenden Resultate seiner alleinigen Weltherrschaft zeigen, nachlässig in der Verteidigung der Interessen der Frauen und der Familie gewesen. Und daß er es war, liegt nicht etwa an seiner bösen Absicht, sondern daran, daß, ebenso wie keine Klasse, selbst mit dem besten Willen, über das Wohl und Wehe der anderen richtig entscheiden kann, kein Geschlecht es vermag. Hätten die Frauen das Heft in der Hand gehabt — ich bin überzeugt, die Männer würden heute mit demselben Recht, wie wir, ihre Befreiung verlangen.

Wir dürfen nun zwar hoffen, daß der Türke dem Deutschen in Bezug auf das medizinische Studium der Frau nicht zuvorkommen wird. Es fragt sich aber, ob die Frauenfrage damit gelöst ist. Viele Frauen glauben es; Andere halten es für klug, vorläufig nichts weiter zu verlangen. Ich halte beides für falsch. In Amerika praktizierten 3000 weibliche Aerzte mit dem besten Erfolg, und doch ist die Stellung der Frau noch nicht die, welche sie sein soll. Was weiter die kluge Mäßigung betrifft, so scheint sie mir unangebracht. Die Frauen waren, dank ihrer systematischen Unterdrückung, bisher auf Schleichwege angewiesen, wenn sie etwas erreichen wollten. Sie haben sich auf diese Weise oft unheilvoll genug in die Staatsgeschäfte gemischt. Und von den kleinen Dingen des alltäglichen Lebens an bis zu den wichtigen Entscheidungen im öffentlichen Leben, haben sie durch Witten und Schmeicheln versucht ihren Willen durchzusetzen. Von dem Augenblick an aber, wo sie sich ihrer Menschenwürde und ihres Menschenrechtes bewußt sind, sollten sie im Namen der Gerechtigkeit die Anerkennung dieser Menschenrechte fordern und nicht mehr um gnädige Geschenke petitionieren.

Harald Höfding, der dänische Ethiker, sagt: „Was die Frau verlangt, wenn sie sich emanzipieren will, ist eigentlich das Recht, ihre volle Pflicht im Dienste der Menschheit zu thun, an den gemeinschaftlichen Aufgaben mit arbeiten zu können.“ Viele deutsche Frauen haben ihre Pflicht erkannt, aber die Hände sind ihnen gebunden. Wo sie auch zufassen möchten, die Fessel der Rechtlosigkeit zieht sie zurück. Es giebt nur ein Mittel zu ihrer Befreiung, nur einen Weg, der uns der endgültigen Lösung der Frauenfrage entgegenführen kann: die politische Gleichberechtigung mit dem Mann. Die Gegner dieser Forderung sind um Gründe für ihre Gegnerschaft niemals verlegen gewesen. Sie haben sich darauf berufen, daß die Herrschaft des Mannes die von der Natur gegebene sei. Das Gewohnte gilt stets als das Natürliche. Auch die Sklavenhalter Amerikas riefen „Himmel und Erde zu Zeugen dafür an, daß die Herrschaft des Weißen über den Schwarzen eine Einrichtung der Natur sei“^{*)}. Von der geistigen Inferiorität des Weibes sprechen große und kleine Leute mit Wohlbehagen, und meinen sich auf die Erfahrung stützen zu können. John Stuart Mill hat schon vor 25 Jahren diesen Einwand zurückgewiesen, indem er sagt: „die Erfahrung kann nicht zwischen zwei Wegen entscheiden, so lange überhaupt nur über einen Erfahrung zu sammeln möglich war. Sagt man, der Lehrsatz von der Gleichstellung der Geschlechter beruhe nur auf der Theorie, so gebe ich zu bedenken, daß die Lehre von der Ungleichheit ebenfalls keinen anderen Stützpunkt, als die Theorie hat. . . Was man jetzt die Natur der Frauen nennt, ist etwas durch und durch künstlich Erzeugtes, das Ergebnis erzwungener Niederhaltung auf der einen, unnatürlicher Anreizung auf der andern Seite.“ Und Wendell Phillips, der bereits vor 40 Jahren in Amerika für das Stimmrecht der Frauen eintrat, erklärt: „Wenn die Frauen ebenso viele Jahrhunderte lang wie wir die Hülfe

^{*)} John Stuart Mill: Die Hörigkeit der Frau. S. 17.

von Büchern, die Schulung des Lebens und den Sporn des Ruhmes genossen haben werden, dann wird es an der Zeit sein, die Erörterung der Fragen zu beginnen: Wie steht es mit dem Verstande der Frau? Ist er dem der Männer gleich?“ Das weibliche Geschlecht, so wirft man weiter ein, habe noch kein Genie hervorgebracht. Hat man bei den Regern auf das Genie gewartet, ehe man ihnen politische Rechte gab? Hat man die Verleihung der politischen Rechte beim Mann von einer Prüfung seiner Geisteskräfte abhängig gemacht? Oder pflegen unsere Ärzte, Staatsbeamte und Gelehrte durchweg Genies zu sein?! Manch männliche Größe schrumpft zusammen, wenn wir sie einer George Sand, Frau v. Staël, George Elliot oder Sophie Germain gegenüberstellen. Die Frau hat keine Zeit, sich um Politik zu kümmern, heißt es. Sollte sie wirklich beschäftigt sein, als der Fabrikarbeiter, der Lehrer, der Kaufmann? Sollte ihr Geist mit anderen Dingen ausgefüllter sein, als der Geist des Forschers, des Gelehrten? — Sie versteht nichts von Politik. — Und doch hat es im Durchschnitt mehr große Herrscherinnen gegeben als Herrscher. Gebt allen Frauen Gelegenheit, sich politische Bildung zu erwerben, und sie werden hinter den Männern nicht zurückstehen. Die Frau hat ein ausgeprägtes Pflichtbewußtsein. Wird ihr das Stimmrecht gewährt, so wird ihr Interesse lebhaft erregt werden, sie wird sorgfältig prüfen, für wen die Pflicht ihr zu stimmen gebietet. — Verlangt sie Rechte, so müßte sie als Staatsbürger auch alle Pflichten übernehmen, lautet gewöhnlich das letzte Argument unserer Gegner, die uns dann auf die Wehrpflicht verweisen. Nun frage ich: wer hat wohl mehr Berechtigung mit im Rate über das Wohl und Wehe des Vaterlandes zu sitzen: der Mann, der sein Leben vor dem Feinde in die Schanze schlägt, oder die Frau, die mit Gefahr ihres Lebens dem Staate die Bürger gebiert? Jede dreißigste Frau stirbt an diesem ihrem — natürlichen Beruf und sie wird trotz aller Fortschritte der medizinischen Wissenschaft, auch dann in

Lebensgefahr schweben, wenn der Völkermord längst der Erinnerung angehören wird.

Zu welchem Ende aber wird uns solch eine große Umwandlung des sozialen Lebens führen? Zur Wohlfahrt Aller. Schon aus den Namen der guten und klugen Männer, die auf der Liste der Kämpfer für die Gleichberechtigung der Geschlechter an erster Stelle stehen, können wir schließen, daß die weibliche Hälfte der Menschheit nicht auf Kosten der männlichen befreit werden soll. Ihr Befreiungskampf hängt eng mit jenem großen Befreiungskampf zusammen, der, so hoffe ich, wenn man das weibliche Element mit eingreifen läßt, ein friedlicher sein wird. Dann wird der Staat seinen männlichen und weiblichen Bürgern die gleiche Erziehung gewähren. Von ihrer Befähigung, nicht von ihrem Geschlecht, wird es abhängen, welchen Beruf sie ergreifen. Die Frau wird es nicht nötig haben, den Hafen der Ehe als einzige Versorgung zu betrachten, und auf die Männerjagd zu gehen. Der Mann wird nicht mehr über sie verfügen nach seinem Gutdünken; sie selbst wird nicht nur wissen, was ihrem Geschlechte frommt, sie wird die Freiheit des Handelns haben.

Nicht nach Stand und Vermögen werden Beide fragen, wenn sie sich verbinden wollen. In freier Liebe werden sie einander wählen und in solcher wahrhaft sittlicher Ehe erst erfahren, was Glück ist.

„Auf der Familie beruht der Staat“, so sagt man heute, und die Gegner der Frauenbewegung berufen sich auf diesen Ausspruch; sie erklären, daß diejenigen, welche für die Rechte der Frau kämpfen, diese Grundlage des Staates erschüttern, wenn nicht gar vernichten wollen. Aber in Wahrheit sind sie es, welche die Familie zerstören.

In Ferd. Dummlers Verlagsbuchhandlung in Berlin
erscheinen nachstehende Zeitschriften:

Ethische Kultur

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von

Dr. Fr. W. Foerster und Lily von Gizycki.

Wöchentlich 1 Bogen gr. 4°.

Preis vierteljährl. 1 M. 60 Pf. oder in Monatsheften à 60 Pf.

Die Frauenbewegung.

Herausgegeben von

Minna Gauer und Lily von Gizycki.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats.

Preis vierteljährlich 1 M.

Naturwissenschaftliche Wochenschrift.

Redaction: Dr. H. Potonié.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen gr. 4°.

Preis vierteljährlich 4 M. oder in Monatsheften à 1,35 M.

Mitteilungen

der

Vereinigung von Freunden der Astronomie
und kosmischen Physik.

Redigiert von

Professor Dr. W. Foerster in Berlin.

Jährlich 10 bis 12 Hefte.

Preis 6 Mark.

Probenummern jederzeit gratis und franko.